

REPORTAGEN UND BERICHE

INFO-PARTNER



«Es kann keine konfliktfreie Erziehung geben»

Heiko Strech bespricht die beiden neu herausgekommenen Teile der Zürcher Studie «Zur Unrast der Jugend»

«Zur Unrast der Jugend» – so heisst ein interdisziplinäres Projekt, an dem das Soziologische, Pädagogische, Psychologische und Volkskundliche Institut der Uni Zürich teilnehmen. Den Auftrag hatte seinerzeit (Frühjahr 1970) die vom Zürcher Stadtrat eingesetzte externe Studienkommission für Jugendfragen erteilt. Anfang dieser Woche sind der 2. und 3. Teil der Studie herausgekommen: der volkskundliche und der pädagogisch-sozialpsychologische.

Der 1. Teil der Studie «Zur Unrast der Jugend» war soziologisch ausgerichtet und erschien im Herbst 1974 (Besprechung im TA vom 2. Oktober 1974). Erst für nächstes Jahr zu erwarten ist der 4. Teil, der sich mit den psychologischen Aspekten befasst.

Nun zu den neu herausgekommenen Teilen: Für die Volkskunde (Rudolf Bautz, Institut Prof. Arnold Niederer) lag das Gewicht der Untersuchung auf der Beschreibung verschiedener Typen von jugendlichen Gruppen und ihrer Stellung zur Gesellschaft. Die pädagogisch-sozialpsychologische Arbeit (Claudio Casparis, Institut Prof. Konrad Widmer) möchte die Beziehung zwischen Jugendlichen und Erwachsenen in Familie, Schule und Beruf ergründen und deren Einfluss auf die Jugendunrast klären.

Man sieht: viel Mühe um die Jugend und dabei Vorgehen auf breiter Front interdisziplinärer Forschung, um das vielschichtige Problem jugendlicher Unrast – wenigstens theoretisch – in den Griff zu bekommen.

Zwar: «Unrast» in Form militanter Aktionen gegen das Establishment ist offensichtlich abgeklungen. Der Mai

1968 in Paris, der Aufstand der Studenten an deutschen Universitäten, der vehementen Protest der Jugend Amerikas und Schwedens gegen das US-Engagement in Vietnam – sie sind schon beinahe Zeitgeschichte. «Bunker», «Globus» und «Autonomes Jugendhaus» – das waren die Brennpunkte jugendlicher Aktivität hier in Zürich. Diese konkret lokale Unrast brachte denn wohl auch den Zürcher Stadtrat dazu, die Probleme mit den jugendlichen wissenschaftlich untersuchen zu lassen. Man darf gespannt darauf sein, welche praktischen Konsequenzen der Stadtrat aus der Studie zu ziehen vermag.

Zum volkskundlichen Teil: Das Gruppenverhalten von Jugendlichen

Der Volkskundler Rudolf Bautz, unterstützt von sieben Absolventen der Schule für Soziale Arbeit in Zürich, ermittelte in vier Fallstudien verschiedene Grundhaltungen jugendlicher Gruppen dem gesellschaftlich-politischen Bereich gegenüber. Er wählte an Beispielen aus dem Kanton Zürich:

- eine konservative Gruppe («aktive Pro-Status-quo-Haltung»),
- eine progressive Gruppe («aktive Anti-Status-quo-Haltung»),
- eine Gruppe mit politisch unbestimmter Haltung (am Beispiel einer kirchlichen Gruppe),

● eine Gruppe mit Rückzugshaltung (am Beispiel einer Kommune).

Aus dem Kapitel «Wahrnehmung von Chancen und Barrieren im Ausbildungs- und Berufssektor» greife ich ein paar Aspekte heraus. Es geht dabei um die Frage, wie die vier Gruppen auf gesellschaftliche Ziele (vielleicht: «Chancengleichheit») und deren Diskrepanz zu den tatsächlichen Möglichkeiten, die der einzelne hat, reagieren. Mir fällt dazu das Beispiel des Werkstudenten ein. Im Gegensatz zu anderen Studenten muss er sein Studium selbst finanzieren. Folge: Der Gelderwerb vermindert die Konzentration auf das Studium; Studienzeitverlängerung wird zur Norm. Aktuelle Verschärfung dieser Situation: Wegen wirtschaftlicher Rezession findet der Werkstudent keine Arbeit mehr. Das Studium ist im höchsten Masse gefährdet. Gelangt man derart zu einer den eigenen Fähigkeiten entsprechenden Ausbildung? Zweifellos nicht. Das muss zu Enttäuschungen führen. Sie wiederum erzeugen vor allem drei Reaktionen: Anpassung, Oppositon oder Rückzug.

Bei den untersuchten Gruppen (immer je eine) ergibt sich folgendes

Bild: Die Konservativen, sonst wären sie es ja wohl nicht, waren mit ihren Chancen in Ausbildung und Beruf zufrieden – weil sie es, aufgrund verschiedener günstiger Voraussetzungen vor allem vom Elternhaus her, in beiden Bereichen weit genug gebracht hatten, um eine bevorzugte Stellung in der Gesellschaft einzunehmen. Wer derart «etwas geworden ist», schreibt sich dies gerne hauptsächlich selber zu; so auch hier.

In der Beurteilung dieses Fakts kommt es zu schneidender Differenz mit der progressiven Gruppe: Deren Mitglieder, in diesem Fall mit niedrigstem Ausbildungsstand als die Konservativen, empfanden schmerzlich (wissenschaftlicher ausgedrückt: frustrierend), dass sie nicht einmal die nicht allzu grossen erworbenen Kenntnisse bei ihrer untergeordneten Arbeit anwenden konnten. In entschiedener Frontstellung gegen die in ihrer Selbst einschätzung offenbar individuell überragend tüchtigen Konservativen sehen die Progressiven («Linken») die Ursache für ihr gesellschaftliches Unterprivilegiertsein oder «Versagen», für ihren Misserfolg (und damit für den Erfolg der anderen), vor allem in der Gesellschaftsstruktur begründet. Statt intensiveren Gebrauch der eigenen Elbogen empfehlen sie, das Uebel an der Wurzel, der Gesellschaftsverfassung selber, anzugehen. Politisch setzen sie sich entsprechend für eine rigorose Schließung der traditionellen Barrikaden ein;

für das Kind erheben sie sich bereits mit dem Selektionsmechanismus der Schule, deren Bedeutung im gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang immer mehr zunimmt.

Sehr eigenartig reagierte die untersuchte *Kommunegruppe* auf die Wahrnehmung von gesellschaftlichen Barrieren. Sie setzte sie als hemmenden Faktor für die individuelle Entfaltung im Gesellschaftsganzen noch höher an als die progressive Gruppe; aber die Mitglieder zogen keine Konsequenzen etwa im Sinne politischer Arbeit an der Beseitigung sozialer Schranken – was man doch hätte vermuten können, nachdem ja die progressive Gruppe bei ihrer parallelen Wahrnehmung gesellschaftlichen Kastengeistes dies tat. Gleiche Erkenntnis, höchst verschiedene Reaktion – warum? Paradox: Die Kommunegruppe neigte ebenso stark zur progressiven wie zur konservativen Gruppe; das musste sie politisch inaktiv machen. Die «Kommunarden» hatten, gleichzeitig den erwähnten «linken» Aspekt im Auge behaltend, die Ueberzeugung der Konservativen übernommen («verinnerlicht»), die persönliche Tüchtigkeit entscheide über die gesellschaftliche Position. Minderwertigkeitsgefühle und psychische Krisen stellten sich ein; die sozial niedere Position wurde als persönliche Schuld empfunden. So kommt es zu einem Teufelskreis; denn das Gefühl individuellen Versagens qualifiziert nicht gerade für höhere Positionen, die man in moralischem Masochismus für unerreichbar hält. Bei den Mitgliedern der Kommunegruppe bildeten sich derart Fluchtbewegungen aus: Rückzug aus der Gesellschaft (vor allem aus der städtisch-anonymen Konkurrenzgesellschaft) aufs Land, vorindustrielle Tätigkeit, religiöser Mystizismus, passive Heilserwartung, auch Drogenkonsum – bekannte Erscheinungen.

Bei der anvisierten *kirchlichen Gruppe* ergab sich wiederum ein ähnliches Bild wie bei der konservativen: Kommt das Individuum nicht vorwärts, meint man, das liege stets bei ihm. Ich zitiere: «Dieses Muster betrachten wir als das verbreitete Grundmuster junger Menschen, bevor sie die Erfahrung von Barrieren machen. Dieses Muster ist dafür verantwortlich, dass bei der Erfahrung von Barrieren Leistungsunsatisfaktion und Gefühle der Minderwertig-

tigkeit entstehen, und es ist mitverantwortlich für die psychischen Krisen im Jugendalter.» Erzieher, Eltern, Lehrmeister sollten solche Ueberlegungen berücksichtigen bei der Unterweisung der ihnen anvertrauten Jugendlichen, ebenso folgende: «Da bei stark individualorientierter Erziehung wenig Gewicht auf Umweltfaktoren gelegt wurde, liegen diese als Ursachen ausserhalb des Gesichtsfeldes. Deshalb kann man Tröstung nur finden, indem man auf eine höhere Macht verweist, die für das persönliche Schicksal verantwortlich ist.»

Zum Schluss sei nochmals betont: Nicht alle Kommunen und nicht alle kirchlichen Gruppen sind so, wie hier beschrieben. Bautz ist es lediglich darum gegangen, an vier untersuchten Gruppen vier typische Verhaltensweisen aufzuzeigen.

Der pädagogisch-sozialpsychologische Teil: Aus Spannungen lernen

Mit den obigen Zitaten aus der volkskundlich-gruppenorientierten Studie sind wir schon beim pädagogisch-sozialpsychologischen Aspekt jugendlicher Unrast: *Claudio Casparis* geht von der zentralen Hypothese aus, dass Spannungen in der Wechselbeziehung Jugendliche-Erwachsene die Jugendunrast fördern – eine Hypothese, die dann durch eine im Kanton Zürich durchgeführte *Fragebogenaktion* erhärtet wurde. Drei wichtige Gesichtspunkte müssen in der Folge vor allem berücksichtigt werden:

● **Die Unvollständigkeitsspannung.** Das soll heißen: Wenn persönliche Ziele Jugendlicher verfehlt werden, zu deren Erreichen die Erwachsenen Funktionen übernehmen sollten und dies eben unzureichend tun, kommt es zu Konfliktstauungen – Unrast.

● **Das Machtdefizit.** Das bedeutet: Spannungen entstehen, wenn Jugendliche die Ansprüche nicht mehr anerkennen, die Erwachsene an sie stellen, autoritär, ohne den jeweiligen Anspruch zu begründen, zu erklären oder zu diskutieren. Daher hier die Unrastspannung aus Frustration der Abhängigkeitsstellung – Ohnmacht. In der Familie sind solche Probleme des Machtdefizits noch am ehesten infolge engerer persönlicher Beziehung zu lösen. In Schule und Beruf ist dies wegen der Starrheit der Strukturen und

Rollenverteilungen weniger leicht möglich oder sogar unmöglich. Die hier auftretenden Spannungen strahlen als Unrast dann auch bevorzugt in den gesamtgesellschaftlich-politischen Raum aus. Konkret: Hier «drohen» «Globus» und «Bunker».

● **Die Unsicherheit.** Wenn Jugendliche die Erfahrung machen, dass die mit ihnen in Wechselbeziehung stehenden Erwachsenen Wertesystemen anhängen, die voneinander abweichen oder gar sich ausschliessen, finden sie sich möglicherweise nur noch schwer zurecht. Sie werden hin und her gerissen, unruhig: Wiederum eine Voraussetzung für jugendtypische Unrast, die sich – siehe die Ergebnisse der volkskundlich-orientierten Studie! – in den Formen Rebellion, Innovation (Erneuerung, Reform), Desinteresse oder Rückzug niederschlagen kann.

Bedeutsam für den Gesamtzusammenhang ist, dass das schlichte Schema

Fortsetzung auf der Rückseite

schiedenen nationalen Rotkreuzgesellschaften, Aerzteteams bereitzustellen.

Indochina, Zypern, Äthiopien, Chile und Irak

Im umkämpften Kambodscha sind gegenwärtig unter der Flagge des Internationalen Roten Kreuzes sechs Aerzteteams im Einsatz: zwei chirurgische Einheiten, zwei Teams von Ernährungsspezialisten und zwei Teams für allgemeine Medizin. Die Aerzte sind Schweden, Engländer, Franzosen, Belgier und Deutsche; unter den Krankenschwestern befinden sich auch Schweizerinnen.

In Südvietnam besuchen Aerzte des IKRK die Kriegsgefangenenlager. In Zypern kümmern sich fünf internationale Aerzteteams unter IKRK-Zeichen um die in Ghettos eingeschlossenen Minoritäten; in dem von den Türken

besetzten Teil der Insel befinden sich noch Griechen, und im griechisch-zyprischen Teil wird eine türkische Minderheit in Enklaven festgehalten. In Chile besuchten zwei Schweizer Aerzte als Delegierte des IKRK seit dem Militärputsch rund 15 000 politische Gefangenen und versuchten deren Haftbedingungen zu verbessern.

Nicht immer wird das Hilfsangebot des IKRK akzeptiert. In Addis Abeba warten seit Monaten zwei Aerzte des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz auf die Erlaubnis der äthiopischen Regierung, nach Eritrea zu reisen. Die Regierung in Addis Abeba verteidigt die Ansicht, dass in Eritrea keine ausländischen Aerzte gebraucht werden, weil die Armee die Situation beherrsche. Auch den im Norden Iraks in den Bergen eingeschlossenen Kurden des Generals Barzani kann das IKRK keinen direkten ärztlichen Beistand zukommen lassen, weil dazu das Einverständnis der Regierung in Bagdad nötig ist.

Grosseinsatz im Biafrakrieg

Grosseinsatz erlebten die unter dem Emblem des IKRK arbeitenden Aerzte 1967-70 in Nigeria. Am Höhepunkt des Sezessionskriegs Biafra - Nigeria standen 25 Aerzteteams auf beiden Seiten im Einsatz und pflegten wöchentlich rund 50 000 Menschen. Die erste Handlung des Leiters der IKRK-Aerzteteams, des Bündnisses Guido Piderman, bei seinem Eintreffen im damaligen Biafra war eine Gehirnoperation an einer Frau, die einen Kopfschuss erlitten hatte. Ein jugoslawischer und ein schwedischer Arzt bezahlten ihre Opferbereitschaft in Nigeria mit dem Leben.

1964 waren die Aerzteteams des IKRK im jemenitischen Bürgerkrieg an zutreffen. Nahe der saudiarabischen Grenze wurde ein Feldspital mit mobiler Operationssaal («Klinobox») eingerichtet. Ein ununterbrochener Strom von Verwundeten ging durch das Spital, dessen 50 Betten selten ausreichten. Zu den verwundeten Kämpfern ge-

schlossen sich kranke Beduinen hinzu, die bis dahin keinerlei ärztlichen Beistand kannten. In einem Jahr wurden von den Schweizer Aerzten in Jemen 14 600 Verletzte und Kranke behandelt. Dr. Piderman wurde selbst verwundet.

Als 1960 die Unruhen im Kongo begannen, verließen mit dem Exodus der Belger auch sämtliche Aerzte das Land. Während der folgenden zwei Jahre linderten allein die Aerzteteams des IKRK die Not. Im «Schwarzen September» 1970 in Jordanien, als König Husseins Beduinentruppen die Palästinenser bekämpften, kümmerten sich die sofort entsandten IKRK-Aerzte um die zahlreichen Verwundeten. Sogar ein sowjetisches Team arbeitete damals unter der Koordinierung des IKRK.

Verständnis für die lokalen Verhältnisse

Um als europäischer Arzt im Auftrag des IKRK in Konfliktzonen zu wirken, braucht es nicht nur Opferbereitschaft, sondern auch Verständnis für die lokalen Verhältnisse und Taktgefühl. Ueberheblichkeit des besser ausgebilde-

ten Mediziners gegenüber den einheimischen Kollegen führt rasch zu Reibereien.

Wichtig ist die Anwesenheit eines Arztes bei den Besuchen von Gefangenendlagern durch IKRK-Delegationen. Zu dem Arzt aus der Schweiz hat der Gefangene mehr Vertrauen als zu einem Militärarzt des Feindstaats. Bei Besuchen politischer Häftlinge kommt dem IKRK-Arzt geradezu die Rolle eines Vertrauten zu, dem der Gefangene seine tieferen Probleme anvertrauen kann. Auch wenn der Häftling nicht gefoltert wurde, führt die Gefangenschaft oft zu psychosomatischen Leiden.

Die ganze Geschichte des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz beginnt mit dem ärztlichen Beistand. Gründer Henri Dunant wurde durch die Verwundeten von Solferino zu seinem Werk angeregt. In den meisten europäischen Kriegen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zogen Schweizer Ärzte in IKRK-Mission durch die Lazarette. Noch im Zweiten Weltkrieg waren alle vom IKRK eingesetzten Ärzte Schweizer Bürger.

Pierre Simonitsch

«Es kann keine konfliktfreie Erziehung geben»

Fortsetzung von Seite 47

ma des «Generationenkonflikts», der gerne als eine Art Naturgewächs betrachtet wird, das eigentliche zwischenmenschliche Geschehen zwischen Erwachsenen und Jugendlichen eher zu maskieren als zu erhellen vermag. Nach der Fragebogenaktion sieht es nämlich so aus, als unterschieden sich die von den beiden «Interaktionspartnern» anvisierten Ziele, Normen und Wertvorstellungen gar nicht so stark voneinander. Man könnte es vielleicht so formulieren: Die Jugendlichen haben im Prinzip nichts dagegen, dass sie, jedoch nicht eben häufig etwas dafür übrig, wie sie erzogen werden. Vor allem stört sie, und das versteht man, eine autoritäre Haltung der Eltern, die nicht erläutert, was sie fordert.

Welche Mittel die Eltern bei der Erziehung anwenden, das also steht hier zur Diskussion. So reicht «scheinbar recht häufig das erzieherische Geschick dieser Erwachsenen für die Ausübung ihrer Funktion nicht aus» – der so genannten «Soialisierungsfunktion». Banal: Man wird der Aufgabe, die Jungen «aufs Leben vorzubereiten», nicht gerecht – der Vorwurf trifft Eltern, Lehrer, Lehrmeister und Vorgesetzte.

Allerdings wird in der Studie betont, «dass es keine konfliktfreie Erziehung geben kann und dass Konflikte und somit auch interaktionelle Spannungen im Soialisierungsprozess zur Erreichung einer gewissen Frustrationstoleranz (Fähigkeit, im Kontakt mit Mitmenschen Enttäuschungen und Verzicht tragen zu können) notwendig sind.»

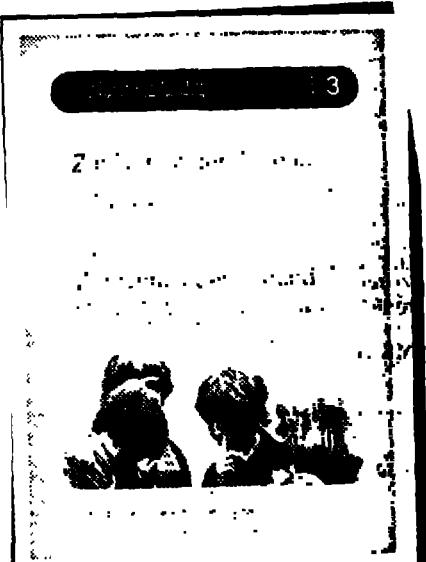
Es muss also weiterhin Jugendlichen und Erwachsenen die wahrlich spannungsreiche Erfahrung von Barrieren, Versagen, Auseinandersetzung und Irrtum zugestanden werden – damit man an, mit- und voneinander lernen kann.

Drei praktische Forderungen

In seinem Nachwort zur sozial-psychologisch-pädagogischen Studie betont Professor Konrad Widmer, dass die vorliegende Arbeit nicht als Anleitung für bestimmte Erziehungsstrategien gedacht war. Um allerdings «nicht im Elfenbeinturm der Theorie» zu verharren, sollten die Ergebnisse dieser Studie(n) Eltern, Lehrern und Vorgesetzten bekannt werden, damit sie die Mittel und Methoden reflektieren können, die sie in ihrer Erzieherfunktion verwenden.

Drei praktische Forderungen stellt Widmer schliesslich: Erstens *Ausbau der Elternschulung und -information*, zweitens Verbesserung der Gymnasial- und Berufsschullehrerausbildung auf psychologisch-pädagogischer Ebene; drittens spricht sich der Pädagoge dafür aus, in den Massenmedien mehr Platz einzuräumen für eine breite Information über jugendspezifische Probleme.

Allesamt Ziele, aufs innigste zu wünschen. Das Studienmaterial liegt bereit. Rezepte für Erziehung gibt es immer noch nicht. Widmer: «Pädagogisches Verhalten hat immer Wagnischarakter.» Das ist ein wenig pathetisch und deshalb wohl unwissenschaftlich gesagt – aber so falsch, scheint's, nicht.



Zur Unrast der Jugend

Rudolf Bautz: Eine volkskundliche Untersuchung über die gesellschaftliche Bedingtheit politischer Orientierungsmuster in Jugendgruppen.

Claudio Caspari: Eine sozial-psychologische Untersuchung der Beziehungen zwischen Erwachsenen und Jugendlichen in Familie, Bildung und Beruf.

Beides in Band 3 der Reihe «Soziologie in der Schweiz», Verlag Huber, Frauenfeld und Stuttgart.

3

Eingeschränkter Leserkreis

Anlässlich der Besprechung zum ersten Teil der Studie «Zur Unrast der Jugend» hatte ich bereits angemerkt, durch teilweises Verfallen in das *bebrüchtigte «Soziologenchesisch»* sei der mögliche Leserkreis von vornherein bedeutend eingeschränkt (= signifikant *a priori* limitiert); werden zum Beispiel Lehrer, die die vorliegenden Untersuchungen besonders angehen, so ohne weiteres das fachwissenschaftliche Vokabular verstehen können, das da vor ihnen entfällt wird? Eines der erklärten Ziele des ganzen Unternehmens ist, die Erzieher zum Ueberdenken ihrer Mittel und Methoden anzuregen; man darf aber die in der Regel durch den Schulalltag überlasteten pädagogischen Praktiker nicht durch ein steiles Vokabular davon abschrecken, sich mit ihrer eigenen Situation in der Schule auseinanderzusetzen. Sie werden sonst so reflexionsmüde, wie ihre Schüler schulmüde sind...

Wenn nun Soziologen, Pädagogen und Sozialpsychologen nur noch für sich selber schreiben und einander überbieten in den haarfeinen Unterscheidungen einer neuen Elfenbeinturm-Scholastik – wie sozial sind dann eigentlich diese Sozialwissenschaften noch in ihren sprachlichen Beziehungen zu den Menschen in der Gesellschaft, denen ihre ganze wis-

senschaftliche Liebe gilt? Sind nicht gerade die Sozialwissenschaften für den Alltagsmenschen zunächst sehr viel bedeutsamer als zum Beispiel theoretische Physik? Kein vernünftiger Mensch wird hierbei bestreiten wollen, dass *Fremdwörter*, zumal in der Wissenschaft, wegen ihrer größeren Präzisionsleistung notwendig sind. Es geht nicht darum, dass, sondern wie die Fremdwörter eingesetzt werden und wie abstrakt am Ende der Stoff sich darstellt.

Ein beliebig herausgegriffenes Beispiel aus der Studie von Claudio Casparis: «Analog zu diesem Transfer des Effektes von Spannungen vom Interaktionskontext auf andere Kontexte, muss aber auch erforscht werden, ob Spannungen, die die Jugendlichen auf dem Niveau der Gesamtgesellschaft empfinden, auch einen Einfluss auf interaktionelle Unrast haben können, auf Unrast also, die sich in den Verhaltensweisen und Einstellungen der Jugendlichen gegenüber den erwachsenen Interaktionspartnern in den hier erfassten Sozialisierungskontexten zeigen.»

Ohne die wissenschaftliche Leistung als solche miteinander zu vergleichen: der Text von Rudolf Bautz ist sehr viel leichter lesbar als der von Casparis. Und auch das Nachwort von Prof. Konrad Widmer zur Arbeit seines Schülers Casparis ist auf Anhieb verständlich, obwohl es sich des gleichen wissenschaftlichen Vokabulars bedient, aber eben mit Massen.

Heiko Strech